

Der Guttural im Bundesparlament

Autor(en): **Müller-Marzohl, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1992)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie geht es weiter?

Die Fachleute haben ihre Arbeit im wesentlichen abgeschlossen. Die vorliegenden Vorschläge werden nun in der weiteren Öffentlichkeit zu prüfen sein. Zu hoffen ist, daß das in emotionsloser, nüchterner Diskussion geschieht und daß am Ende ein Ergebnis steht, das akzeptiert wird.

Der Guttural im Bundesparlament

Eine Anfrage an Deutschlehrer

Von Dr. Alfons Müller-Marzohl

Das Vordringen der Mundart in Räume, die früher der «Schriftsprache» vorbehalten waren, bewegt noch immer die Schule und (einzelne) Politiker. Damit in Zusammenhang steht die Frage: «Wie soll denn unser Hochdeutsch tönen, wenn wir schon einmal Hochdeutsch sprechen?» Eine gängige Antwort darauf erklärt klipp und klar: «Das geht niemand etwas an. Ich spreche, wie ich will». Einverstanden. Im privaten Umkreis herrscht und herrsche Freiheit für alle Varianten der Aussprache, eingeschlossen also die voll ausgekosteten einheimischen Gutturale. Das ist sozusagen ein Menschenrecht.

Sobald man aber die absolute phonetische Freiheit außerhalb der Intimsphäre beansprucht, entstehen Probleme. Zum Beispiel in der Sprache der Politik.

Nur: Mit wem soll man sie besprechen, wenn man sich zu dieser Sprechfreiheit bekennt und sich gleichzeitig davor hüten will, die Parlamentarier nach ihrer Aussprache zu beurteilen statt nach dem, was sie sagen und tun? Es gibt da eigentlich nur *einen* Gesprächspartner: *die Schule*. Vor allem die höhere Schule. Hat sie die Fahne der Sprecherziehung eingezogen oder hören wir an den Medien das Produkt einer Fehlleistung früherer Zeiten?

Das «Klangbild» des Parlaments

Als ich vor bald 30 Jahren ins Bundesparlament eintrat, war ich vom Sprachklang in keiner Weise überrascht: Ein großer Teil der Parlamentarier sprach «Schriftdeutsch» nach schweizerischem Brauch gleich aus

wie die Mundart. Man hört bei uns sogar dem Hochdeutsch an, aus welcher Gegend der Sprecher stammt: Die Melodie und die Laute des Herkunftsortes schlagen hörbar durch. Das störte mich bei den meisten Parlamentariern überhaupt nicht. Im Gegenteil: Den wortgewaltigen (längst verstorbenen) Zürcher Arbeiterführer Otto Schütz hätte man sich mit einer geschliffenen Aussprache nicht denken können.

Daneben war eine andere Gruppe von Rednern zu hören: Leute, die einen längeren Bildungsweg durchlaufen und vertiefte Kenntnisse fremder Sprachen erworben hatten: Sie bedienten sich einer korrekteren Aussprache, wie man sie früher (und vielleicht heute noch oder wieder?) an höheren Schulen verlangte: kein Bühnendeutsch zwar, aber ein Deutsch, das man mindestens als «etwas gepflegt» einstufen durfte. Und das empfand ich bei dieser Gruppe vor Parlamentariern als sehr angemessen und natürlich.

Ein Teil der älteren Akademiker sprach allerdings unbekümmert guttural, also «ichch» und «kohann», und gelegentlich hörte man auch: «er ischt» und «du bischt». Das hat mich stets ein wenig verwundert und verleitete mich zum Schluß, früher habe das Gymnasium offenbar der Aussprache keine Aufmerksamkeit geschenkt, was heute doch wohl anders sei. Wenn da so ein gebildetes Ratsmitglied fast gleich sprach wie der urwüchsige Otto Schütz, wirkte das nicht urwüchsig, sondern störend, ja leicht komisch, ganz wie ein Dinosaurier auf dem Bahnhofplatz.

Heute: eine aufreizende Distanz zur «Standardaussprache»

Aber offenbar hatte ich in bezug auf die Gymnasien verfehlte Schlüsse gezogen: Nach dreißig Jahren fällt, was ich damals nicht für möglich gehalten hätte, an den Medien immer wieder bei prominenten Politikern eine fast unglaubliche, geradezu aufreizende Distanz zur «Standardaussprache» auf. Meine Reaktion darauf hat sich freilich keineswegs geändert: Noch immer wirkt die helvetische Sprechweise (bei Gebildeten) nicht als urwüchsig, sondern als ein peinlicher Mangel, und ich frage mich immer wieder: «Iischt das wirklichlich möglichch? Wo haben die Deutsch gelernt?»

Nun liegt es mir fern, einen Volksvertreter zu disqualifizieren, der trotz hohem Bildungsniveau eine möglichst ungepflegte Aussprache bevorzugt. Ich bedaure ihn nur, weil man ihn kaum überall ganz voll nehmen wird. Aber wenn ein «feiner Herr» im Trainingsanzug an die Musikfestwochen gehen will, ist das seine durchaus höchst persönliche Entscheidung.

Doch es stellt sich – auf einer andern Ebene – die Frage: Wie kommt es, daß Maturanden und wohl auch viele Fachlehrer Deutsch nur so sprechen können, daß man beim Zuhören glaubt, einer Emil-Nummer beizuwohnen?

Es kann – wir wissen es – nicht das Ziel des Gymnasiums sein, den Gymnasiasten zu einer bühnenreifen Sprache zu erziehen (obschon das für lyrische und dichterische Texte durchaus erstrebenswert wäre). Es kann auch nicht darum gehen, eine norddeutsche Aussprache oder Sprechmelodie zu vermitteln. Man darf uns anmerken, daß wir aus der Schweiz stammen, was man ja normalerweise auch dann bemerkt, wenn wir einen «ganz ordentlichen» Aussprachestandard erreichen: Wir haben nun einmal unsere eigene Intonation und lieben sie. Und wir hören schließlich dem bayrischen Ministerpräsidenten den Bayern und dem österreichischen Staatspräsidenten den Wiener an (sogar, wenn er englisch spricht).

Prof. Boesch's verfrühte Hoffnung

Das Problem ist nicht neu. Man hat deshalb vor Jahrzehnten eine «schweizerische Siebskommission» unter Prof. Bruno Boesch geschaffen, die für unsere Berufssprecher an den Medien, aber auch für die Pfarrer und Lehrer und Politiker usw. einen schweizerischen Aussprachestandard ausarbeitete. Prof. Boesch schrieb damals (1957): «Wir dürfen nicht einfach unmerklich mundartliche Lautung in die Hochsprache hineinnehmen. Die Tendenz, dies zu meiden, ist nicht zu verkennen: *ischt* zu sagen, *-ich* und *-ach* mit dem gleichen Mitlaut zu sprechen macht uns heute bereits lächeln. Es fragt sich nur, wie weit dieser Schritt führen soll. Er soll herausführen aus einem unerquicklichen, noch halb mundartlichen 'Zwitterdeutsch' und darf doch nicht auf unbedingte Nachahmung der Hochsprache in ihrer strengsten Form zielen.» Dem ist wohl nichts beizufügen – außer: Prof. Boesch hat zu früh gelächelt und zu früh phonetische Hoffnungen geweckt: Was man heute zu hören bekommt, ist wohl noch störender als das, was er sich aus den Ohren zu kratzen versuchte.

Vor bald 40 Jahren wurde also einmal sozusagen amtlich das Ziel der Sprecherziehung festgelegt. Daß es nicht erreicht worden ist, demonstrieren die Medien täglich ad aures. Vor allem in den Sendungen aus dem Bundeshaus.

Die so auffallend gutturale Aussprache einzelner akademisch gebildeter Parlamentarier hängt direkt oder indirekt mit den Gründen zusammen,

die zur Mundartwelle geführt haben: Es ist unser (leider) unnatürliches Verhältnis zur gesprochenen Standardsprache, das auch hier hinderlich wirkt.

Die «Sprechsprache» ein Kulturgut

Und doch gehört das Einüben einer «gepflegteren» Aussprache, wie bescheiden man auch die Ansprüche umreißen mag, zur Spracherziehung. Die «Hochlautung» ist – wie die Stilistik oder die Grammatik – eine überregionale Sprachschöpfung. Sie ist zwar wie jede überregionale Norm ein Kompromiß, aber in den Grundzügen ein hervorragend gelungener. Wer je einmal bewußt darauf geachtet hat, wie packend schön vollkommen gesprochenes Deutsch klingt, wird zustimmen: Die Hochlautung ist zu einem Kulturgut erster Güte geworden, mit dem sich die Schule zum mindesten bewußt zu befassen hat. Und bei der Vermittlung dieses Kulturgutes sollte die Schule auf jeden Fall höher zielen als darauf, daß der Schüler bloß lernt, die Standardsprache in der bequemsten und nachlässigsten Weise zu gebrauchen.

Was hat das mit dem Parlament zu tun? Nun, es ist einer der wenigen Orte, an denen in der Schweiz offiziell «Hochdeutsch» *gesprochen* (nicht nur geschrieben) wird. Und da dieses *gesprochene* Bundesdeutsch zwangsläufig in die Medien dringt und zum Spiegel und Standard unserer Sprechkultur wird, muß sich die Schule wohl oder übel damit auseinandersetzen: Sie kann es entweder als Richtschnur für das anzustrebende Ausbildungsziel nehmen (wovor uns der Himmel wenigstens in Zukunft bewahre) – oder dann doch als Beispiel für eine ungepflegte Sprechweise. In diesem zweiten Falle eignet es sich bestens zur gezielten Abschreckung. «Seht, so komisch wirkt der gescheiteste Mensch, wenn man ihm in der Schule nie den kleinen Unterschied zwischen kultiviertem und unkultiviertem Umgang mit der Sprache beigebracht hat.»

Man könnte nun darüber philosophieren, daß dem Guttural im Bundesparlament auch eine staatspolitische Bedeutung zukomme: Wie sollen wir von unsern Romands erwarten, daß sie unsere Muttersprache entzückend finden, wenn wir sie ihnen stets in der merkwürdigen Zwitterform servieren, die Prof. Bruno Boesch vor bald 40 Jahren als überholt und leicht lächerlich bezeichnet hat?

Postskriptum: Falls ich bei der Schule – wie ich hoffen möchte, aber nicht ohne weiteres zu hoffen wage – offene Türen einrenne, dann betrachte man diese Anfrage als ein naturgeschichtliches Gespräch – über Phänomene, die nur noch als Fossilien weiterleben.